

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

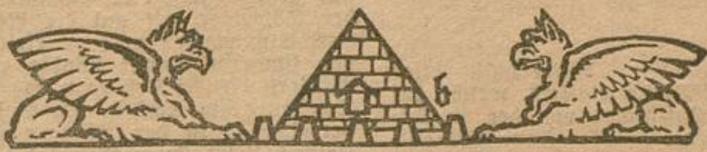
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

21.2.1926 (No. 8)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 8



21. Febr. 1926

Wilhelm Bauer / Einige Theaterhandschriften der Bad. Landesbibliothek.

Für die historische Abteilung der Deutschen Theaterausstellung Magdeburg hat die Bad. Landesbibliothek die Auswahl der auf Karlsruhe bezüglichen Gegenstände, Schriften, Abbildungen übernommen. Eine Durchsicht der Handschriftenabteilung unter Heranziehung der entsprechenden Akten des Landesarchives führte zu den nachfolgenden Ergebnissen und Mithinsetzungen, die für die allgemeine und die Karlsruher Theatergeschichte von einiger Bedeutung sein dürften. Wenn diese Zeilen den einen oder anderen Leser veranlassen, aus eigenem Besitze etwas zur Ausstellung Gelegenes der Landesbibliothek anzumelden, so erfüllen sie noch einen zweiten Zweck.

Die Handschrift (Karlsruhe Nr. 045): „Der Winterabend“, Prolog für die Wiedereröffnung der Markgräfl. Bad. Hofbühne zu Karlsruhe, von A. W. Jffland, ist ein bibliographisch nirgends verzeichnetes Werk dieses Schauspielerdichters aus seiner Mannheimer Zeit. Die Angabe der Entstehungszeit: „1808“ im Handschriftenkatalog der Karlsruher Landesbibliothek ist irreführend. Schon das Wort: „Markgräfl.“ verweist auf frühere Zeiten. Eine theatrale Anzeige der Theaterakten meldet, daß am 4. Oktober 1790 der Direktor Johann Appelt mit einem von Herrn Jffland neu dazu verfertigten Prolog: „Der Winterabend“ nebst einem Schlußchor, komponiert von dem Mitgliede der Gesellschaft, Herrn Tenber, und dem darauf folgenden Familiengemälde: „Der Bettler von Surinam“ von Herrn Lambrecht die Spielzeit 1790-91 eröffnen wird. Der bei den Akten vorhandene Theaterzettel dieser Vorstellung nennt Jffland als Verfasser. Die Schreibweise mit „f“ und „ff“ wechselt, Briefe aus der Mannheimer Zeit sind meistens mit „f“ unterzeichnet. Das Manuskript des Winterabends ist keine Originalhandschrift, sondern eine Abschrift, obwohl die Ähnlichkeit der Handschrift mit den Schriftzügen Jfflands zunächst eine Originalschrift möglich erscheinen läßt. Das lebenswürdige, theaterwirksame Stückchen voll Mühseligkeit enthält mancherlei Anspielungen auf die Vorleser Karl Friedrichs von Baden für Landwirtschaft und Gärtnerei. Eine Inhaltsangabe bringt mein Aufsatz (Pyramide 1925 Nr. 5): „Das Karlsruher Schauspiel im 18. Jahrhundert“. Dort sind Jfflands Beziehungen zu Karlsruhe und die Ereignisse der Theaterdirektion Appelt erörtert. — Neuere Forschungen betonen mit Recht die Intellektualität von Jfflands Charakter, diese zeigt sich auch in seinem Verhalten gegen Appelt. Solange dieser Direktor in Karlsruhe ist (1784-1787) ist Jffland des Lobes voll, vor allem bei seinen dortigen Gastspielen. Von dem stellungsuchenden Appelt schreibt Jffland wenig nett an seine Schwester Luise (28. April 1790): „Ich esse heute Abend bei einem S. Appelt, ehemaligen Direktor in Karlsruhe, nachher in Linz. Er will über Hannover nach Berlin reisen. So wenig ich Euch gern mit Empfohlenen befaßt, so kann ich doch dem es nicht abschlagen, denn er hat es gefordert. Er wird Dir also einen Brief bringen, und Du wirst ihn einmal an Deinen Tisch sitzen lassen. Nichts mehr — als eine Bouquette Wein, die er wohl allein trinken wird. Zudem ist er, glaube ich, ein reizendes Mitglieb des Satansordens (d. h. der Freimaurerei), davon Dein Mann Genosse ist. Also hat er ein privilegiertes Diebeszeichen, in Euer Haus eigentlich ohne meinen Brief zu kommen. Diese Kapuzinerlosungen sind mehr

als Schwester- und Bruderbriefe! . . .“ Zum Beginn der zweiten Karlsruher Direktionszeit Appelts verfaßt Jffland den oben-erwähnten Prolog, bald folgende Gastspiele sind sein Lohn. Der Direktor A. ist nun wieder ein lieber Freund. Appelt war 1771 in Wien, dann in München am Hoftheater engagiert, wo er gelebte Liebhaber spielte. Im „Dramatischen Censor, München 1783“ wurde verkündet, daß zur Herbst- und Winterzeit die Weilerische Gesellschaft zum zweiten Male beim Faberbräu spielte, sich aber zur Fastenzeit unter Direktion des Herrn Appelt, welcher darum die kurfürstl. Schaubühne verließ, nach Ingolstadt usw. begeben hat. Als Direktor übernahm Appelt — nach dem Theaterfallender 1785 — neben den gelebten Liebhabern noch Felden, noble Väter, Anstands- und leichtsinnige Kollen. Die im „Wintertag“ mitwirkende Madame Bezel war die Vertreterin der edlen Mütter, der Anstandsrollen, der ernsthaften Liebhaberinnen, Heldinnen — im Singpiel: der affektirten alten Kofetten.

Herr Bezel, der 1787-90 als Oberspielleiter des selbständigen Karlsruher Hoftheaters gewissermaßen in seine alte Münchener Direktorenstelle einrückte, agierte im „Winterabend“ den Obersten Reichental, das Spiegelbild G. L. von Edelsheim. Er war der Darsteller der polternden und launischen Alten, der komischen Bedienten, der Karikaturen und der Bouffons im Singpiel. — Graf von Feldern, der Zige des Markgrafen Karl Friedrich trägt, wurde von Andreas Fr. Pöschel gespielt. Nach der „Galerie Teutischer Schauspieler“ kommt er als Schauspieler gar nicht in Betracht. Bei der Seylerschen Truppe in Frankfurt 1777 war er Vertreter kleiner Rollen. 1779 in Mannheim figurierte er auch im Ballett, und wurde von dort 1787 durch Jffland nach Karlsruhe empfohlen: „Für Karikaturen, komische Alte und ehrliche Bediente ein sehr brauchbarer Schauspieler. Er singt mit in der Oper, aber darinn ist sein guter Wille wohl das Beste. Dieser Mann, den sein Charakter, in meinem 7jährigen Aufenthalt, als ruhig und anständig, dem Publikum noch mitempfaßlich, hat das Unglück, dem [Minister] v. Oberndorf zu mißfallen.“

Zur Appeltischen Truppe gehörte 1784-1791 Friedrich Leo. Sein dramatisches Erstlingswerk, das dem Markgrafen von Baden gewidmet ist: „Universitätsjahre. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Christoph Goublaire, bearbeitet von Friedrich Leo, Mitglied der Bad. Hofbühne. Karlsruhe, 23. Februar 1788“ ist die Handschrift Karlsruhe Nr. 154. In der Vorrede heißt es, ein junger Akademiker lieferte den Stoff. Möglicherweise soll Goublaire dieser Akademiker sein, der Name konnte bibliographisch nirgends nachgewiesen werden. „Die Universitätsjahre“ wurden in Karlsruhe einmal aufgeführt: 6. April 1788, und 2 Jahre später in Straßburg gedruckt mit dem Nebentitel: Leichtsinns und Rache. Das Stück ist in der üblichen Weise damaliger Schauspielerdichter angelegt und voll bühnenwirksamer Rollen, Nührung, Intrigue, Liebe, Verkleidung und am Schlusse die allgemeine Versöhnung, kurz das allbeliebte Rezept findet sich auch hier. Es fehlt noch die Komik, die erst in späteren Stücken Leos aufsteht.

Unser Dichter war geboren 1748 zu Hof in Bayern, debütierte 1772; war 1781 mit seinen späteren Karlsruher Kollegen: Krenzlin, Bezel und Frau in Junsbrud engagiert. Bei Appelt in Karls-

ruhe spielte er (nach dem Theaterkalender 1785): noble Väter, komisch polsternde Alte, Karikaturen und ernsthafte und komische Alte im Singpiel. Am 15. Januar 1791 wird von ihm in Karlsruhe aufgeführt: „Die Treue siegt oder die Wette“. Das Stück wurde gedruckt mit dem umgestellten Titel: „Die Wette oder Treue siegt. Original Lustspiel. Augsburg 1790.“ Die Landesbibliothek besitzt ein Druckexemplar, ebenso ein solches von: „Schulden, ohne Geld zu bezahlen. gedruckt mit Macklotischen Schriften, Karlsruhe 1791.“ Dieses Nachspiel erfuhr im gleichen Jahre eine einmalige Karlsruher Wiedergabe: 9. April 1791.

Bald hierauf verließ Leo Karlsruhe und wurde 1795 Mitglied der Hamburger Bühne, der er als beliebter Spieler bis kurz vor seinem Tod 1811 angehörte. Sein Kollege, der berühmte C. L. Costenoble beurteilt in seinen Tagebüchern (Hg. Berlin 1912) den alten Leo recht ungünstig. Rollenwechsl und Wandlungen der Darstellungskunst beeinflussten sicherlich diese Urteile.

„Der Generalmarisch. Trauerspiel, Frankfurt 1793“ ist in Karlsruhe nicht zur Aufführung gelangt. Ein Exemplar im Theaterarchiv Mannheim, auf dem sich Leo Bad. Hofschauspieler in Karlsruhe nennt, bestätigt die durch einige Quittungen der Theaterakten veranlaßte Vermutung einer Anwesenheit der Appellischen Truppe bis in den Winter 1792/93 hinein. Andernorts wird immer 1791 als Ende angenommen.

In Hamburg verfaßte Leo noch das einaktige Lustspiel: „Der Ehetempel. Hamburg 1798“ [Nachdruck: Grätz 1799.] Weder ein gedrucktes Buch noch eine Aufführung des Ehetempels ist mir bisher bekannt geworden.

*

Die Handschrift (Karlsruhe Nr. 150): „Verzeichnis aller Schau-, Trauer-, Lust- und Singspiele, auch Ballets, welche auf dem allhierigen hochfürstl. Badischen Hoftheater von der Bullaischen Schauspielergesellschaft vom Oktober 1783 — Juni 1784 aufgeführt wurden. Zusammengezogen von Friedrich Haseneß, Souffleur und cewektem Mitglied dieser Gesellschaft. Karlsruhe 3. Juni 1784“ erhellt etwas den verworrensten Abschnitt der hiesigen Theatergeschichte im 18. Jahrhundert. Vom 10. Juli bis 9. September 1782 war der Straßburger Direktor Koberwein in der badischen Residenz. Die drei Geschichten der Stadt¹⁾ und alle anderen theatergeschichtlichen Arbeiten führen neben dem einzigen Nachfolger Franz Heinrich Bulla noch Karl Döbler, Christian L. Neuhaus als solche an. Einige interessante Pläne über die Errichtung einer ständigen Nationaltheaterbühne werden hierbei falschen Verfassern zugeschrieben, wobei der später auftauchende Johann Appelt mit hereinbezogen wird.

Döbler hat nie malß in Karlsruhe gespielt; ein Bittgesuch aus Augsburg „Spielerlaubnis betreffend“ (30. Oktober 1782) und ein im folgenden Jahre für Forstheim eingereichtes Schreiben, das in der Anlage durch Forstheimer Bürger unterstützt wurde (4. Dezember 1783), hat man in einen Karlsruher Aufenthalt Döblers umgedeutet.

Nach dem Theaterkalender 1783 gründete Neuhaus 1778 in Hanau eine eigene Truppe, welche 1782 einzug. Bald darauf versuchte er in Karlsruhe die Neubildung einer Gesellschaft, deren Dasein jedoch ganz kurz war, er fand dann bei dem Karlsruher Hofschauspieldirektor Bulla ein Unterkommen. Wenn man die in falscher Reihenfolge gestellten Akten richtig aneinanderreicht, so ergibt sich einwandfrei, daß der Plan einer ständigen Bühne, wie ihn Neuhaus (S. 310) mitteilt und den er Döbler zuteilt, von Neuhaus stammt. Schriftvergleich und die bisher übersehene Chiffre: „N.“ bestätigen dies. Ein zweiter Plan, den Schiedermaier²⁾ S. 525 irrtümlich Appelt zuweist, und der eine gute Uebersicht der damaligen Rollenbücher und der Betriebskosten eines ständigen Theaters bringt, ist die Anlage eines Promemorias Bullas. Die besonders charakteristischen Schriftzüge und der Inhalt von Promemorias und Anlage stimmen völlig überein.

Diese Kette von Verwicklungen löst das Hofdiarium: „am 5. November 1782 beginnen die Komödien des Bulla.“ Nicht ein Jahr, wie bisher angenommen wurde, sondern zwei Jahre (bis 19. Juni 1784) blieb Bulla mit Karlsruhe in Verbindung. Im Dezember 1782 gewährt man ihm die Verlängerung der Spielzeit über den Fasching hinaus, am 5. April 1783 erhält er den Titel: „Hofschauspieler“. Das erste Spieljahr fand einen jähen Abbruch durch den Tod der Markgräfin Karoline Luise zu Paris (7. April 1783). Bulla schreibt: „Da er infolge der eingetretenen Hoftrauer seit Dürern Mangel an allem Gewinnst leidet, und die guten Ansichten, die sich in Heilbrunn, Heidelberg, Forstheim . . . boten, nicht ergreifen kann . . .“ muß der Hof im Mai und Juni Vorstöße gewähren, weil man auch für den Sommer ihm Versprechungen angebilligt hatte. Leider ist bisher nur ein Verzeichnis der Vorstellungen für sein zweites Spieljahr aufgefunden worden: die oben erwähnte Handschrift Nr. 150. — Der Spielplan verrät geplecten künstlerischen Geschmack und außergewöhnliche Abwechslung: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, die Räuber, Macbeth, Raupmann von Venedig, Richard III., Hamlet, Lear (in den Bearbeitungen von Schröder und Stephanie), Faust (von Weidmann), Der deutsche Hausvater, Nicht mehr als 6 Schüsseln, Die berühmte Widerbellerin, Otto von Wittelsbach, Agnes Bernauerin, Politischer Kannengießer (Holberg), Sturm und Drang (Klinger), Euchen Humbrecht (Wagner), Rynolt und Saphira, Sturm von Borberg, Verbrechen aus Ehrfurcht (Rißland) und eine Reihe weniger bekannter Stücke werden gegeben, wobei

nur in seltenen Fällen eine 1—2malige Wiederholung stattfand. Bulla hat den Karlsruhern viel geboten mit 117 Vorstellungen in knapp 8 Monaten.

Die wirtschaftliche Seite des Unternehmens war nicht so erfolgreich. So klagt Neuhaus dem Markgrafen: „Nachdem er 3 Monate krank gelegen und alles verzehrt hat, suche er nur ein Engagement. Die Liebe für einen Ort, der voriges Jahr sehr Grabe begraben habe, [man ergänze: durch seine erfolglose Gründung einer eigenen Gesellschaft und seinen ebenso ergebnislosen Plan einer Nationalbühne], wo man aber doch sich so gnädig bewiesen habe, ließ ihn dies hier wünschen . . .“ Man dächte ihm an, er trachte nach Bullas Krone, die doch nur aus Schwarzpulver und Raufgold sei, und keinen, der sie kennt, verführen wird.“ Frau Neuhaus, die später als ihr Mann engagiert wird, weigert sich bereits nach 14 Tagen weiter zu agieren, da sie keine Gage erhält und Bulla auch bei Buchdrucker Macklot viel Schulden hat. Trotz einer großen, in den Akten überlieferten Abonnentenschar sind alle Gagen lächerlich gering, ständig wechseln die Spieler die einen müssen entlassen werden, die anderen gehen heimlich ab. In den letzten Monaten vor dem Zusammenbruch werden die Spieler nur noch durch Benefize gehalten, wobei für einzelne auf Risiko, für andere à Conto (Vorschußzahlung) bemerkt wird.

Als der Markgraf am 17. Juli 1784 die Schließung des Theaters befiehlt, muß er Bulla noch 100 fl. auszahlen lassen, damit dieser überhaupt abreisen kann. Von den 30 spielenden Personen, welche das Verzeichnis des Haseneß aufführt, gehen nur noch Schauspieler Schabler und Frau, der Garderobier und der Schneider mit auf die Reise. Karlsruhe mit seinen rund 3000 Einwohnern war zu klein, um eine Theaterunternehmung von längerer Dauer ständig zu füllen. Die enorme Kälte des Winters 1783/84 ließ dazu das Theater oft ganz leer. — Da die Souffleure am Schluß der Spielzeit fast immer gedruckte Spielverzeichnisse in den Häusern austrugen mit der Hoffnung auf kleinen Lohn, so verbannt die Handschrift Haseneßs sicher dem gleichen Gedanken ihre Entstehung. Bei der miserablen Lage der Bullaischen Gesellschaft fand er wohl keinen Drucker und hat so das fein säuberlich geschriebene Original dem Hofe überreicht, der gewiß mit einem Geschenk aus der Handkasse dankte. (Siehe dazu Pyramide 1925 Nr. 5.) Schon im Jahre 1776 und 1777 hatte der damals bei der Moserischen Gesellschaft in Nürnberg³⁾ befindliche Partienreiber Haseneß dort gedruckte Verzeichnisse herausgegeben.

*

Die Handschrift (Karlsruhe 238): „Das lustige Soldatenleben. Ein Lustspiel in 1 Akt“, ist verfaßt von dem Schauspieler Karl Ludwig Fischer der Bullaischen Truppe. Dieser widmet sein Stück dem Erbprinzen von Baden, dem er es Karlsruhe den 9. Juli 1784 überreicht hat. Das Datum verdeutlicht den Zweck der Widmung und der Uebergabe des Manuskripts.

Vor 3 Wochen war die Gesellschaft Bulla mit einem schweblichen Bankrott zusammengebrochen, und so hoffte der noleidende Fischer für sein Werkchen ein fürliches Geschenk zur Abreise zu erhalten. Der Inhalt des Stückchens ist belanglos, die Art des dramatischen Aufbaues ist ungewandt, aber die Persönlichkeit des Verfassers ist beachtenswert. Wenn Schiedermaier⁴⁾ schreibt: Unter den Mitgliedern der Gesellschaft Bulla begegnen wir . . . Karl Ludwig Fischer, in dem wir den ausgezeichneten Bassisten vermuten dürfen, für den Mozart seinen Dsmiu in der Einführung aus dem Cerail geschrieben hat, und der im Jahre 1783 von Wien schied, so leitet er damit die Forderung auf eine falsche Spur.

Die Gallerie von Teutschen Schauspielern 1783 kennt zwei Fischer, den Bassisten und einen Theaterdirektor. Von letzterem heißt es (geb. Dresden 1743, debütierte 1763): „zieht mit einem Häuflein Komödianten herum, gibt bald extemporierte, bald realemäßige Stücke, die einen so absurd, wie die anderen. Er selbst ist einzig und allein in groben und dummen Bauern- oder ähnlichen Rollen erträglich.“ Seiner Frau (geb. Karlsruhe 1751, deb. 1769) würde, wenn ihr Mann nicht Prinzipal geworden wäre, wohl niemand sanfte Zärtliche und Damen vom Stande anvertraut haben. Ganz gemeine und häßliche Weiber kann sie höchstens machen. Hierzu hat sie Klaur, Anstand und zur Not Talent.“ Nach anderen Quellen soll Frau Fischer in Karlsruhe geboren sein; 1778—81 sind Aufenthalte in Erfurt, Frankfurt und Ansbach nachgewiesen. Da Bulla um diese Zeit ebenfalls in Ansbach spielte, so ist die Vereinigung mit ihm sehr wohl möglich, zumal in jener Zeit ein ständiger Wechsel im Eingehen und Neuarbeiten von ambulanten Theatergesellschaften üblich war. Dieses Ehepaar Fischer paßt viel besser in den Rahmen der kaiserlich besoldeten Truppe Bulla als der Bassist. Mozart's L. Dsmiu bezog mit Frau 1781—83 am Wiener Nationaltheater je 1200 fl. Gage, seine 1782 in Paris mit außerordentlichem Erfolge und glänzte 1784 auf den ersten Opernbühnen Italiens, hatte damals schon internationalen Ruhm, wie sollte er zu der jämmerlichen Truppe nach Karlsruhe zum längeren Aufenthalte gekommen sein?

*

„Die Schokolade. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen — 1778“ (Handschriften: Karlsruhe Nr. 880) ist ein Theaterstück, von dem weder ein Verfasser, noch eine Aufführung, ja nicht einmal ein gedrucktes Exemplar bekannt war. Dies ist um so verwunderlicher, als man keine Dukendware damaliger Zeit vor sich hat.

Die Anmerkung auf dem äußeren Umschlag der Handschrift: „N. B. dieses Manuscript ist aus des Seel. Herrn Hof-Rath Lessing seiner Bibliothek in der Auktion am 3. Januar 1787 gekauft. W. (oder: M.)“ veranlaßte den Direktor der Landesbibliothek, Dr. Längin zu eingehenden Nachforschungen in der Lessing-Literatur, die aber keine diesbezüglichen Ergebnisse zeitigten. Neuere Gründe hinderten Dr. Längin an weiteren Untersuchungen, und so machte er mich auf die „Schokolade“ aufmerksam. Zunächst ist der Handschriftenkatalog zu berichtigen; nicht „in der Auktion am 3. Jan. 1781“, sondern 1787 steht auf dem Umschlag. Der Todestag Lessings: 15. Februar 1781 zeigt ja diesen Irrtum zweifelsfrei an. Nun sind im Personenverzeichnis der Schokolade von anderer Hand die Namen von Schauspielern eingeleistet, deren Zugehörigkeit zur Koch'schen Truppe in Berlin während des Frühlings und Sommers 1773 sich feststellen ließ. Ueber die Vorstellungen Kochs berichtet damals Karl Gott-helf Lessing, der 2. jüngste Bruder von Gotthold Ephraim L., der vermöge seiner literarischen Beziehungen sogar einen gewissen Einfluß auf den Spielplan der in Berlin auf-tretenden Gesellschaften ausübte, nach Wolfenbüttel und schickte da-bei seinem berühmten Bruder und allbekanntem Kunstrichter 2 neue eigene Komödien zur Begutachtung: „Die reiche Frau“ und „Der Bankerot“. Diese Titel sind jedoch in den Briefen der Brüder Lessing nicht angegeben, sondern erst festgestellt durch die Biographie: Karl Gott-helf Lessing von Dr. Eugen Wolff (Berlin 1886). Vergleicht man die „Schokolade“ mit dem 1778 ge-druckten „Bankerot“, so erkennt man sofort: die „Schokolade“ ist eine frühere Bearbeitung des Bankerots, wahrschein-lich die oben erwähnte Einwendung. Karl Lessing arbeitete seine Stücke häufig um, fügte neue Figuren ein, und behielt sie jahre-lang vor der Veröffentlichung im Kulte, worin ihn Gotthold be-stärkte, der schrieb: (2. Februar 1774): „Zu der zweideutigen Ehre aufgeführt zu werden, kommt Du immer noch zu früh.“ Bei der Uebersendung des gedruckten „Bankerots“ berichtet Karl nach 5 Jahren (7. Juni 1778): „Beifolgender Band wird Dich über-führen, daß ich einige meiner Subeleien geändert habe . . . Letzt-hin bekam ich auch meine Komödie, den Bankrottierer, die man in Wien aufgeführt hat, gedruckt. Bald wäre ich unwillig darüber geworden, so verhunzt hat ihn die Censur. Es ist keine Ehre, dort aufgeführt, aber eine wahre Schande, dort gedruckt zu wer-den.“ — Ueber die Quellen des Stückes, den Inhalt, den Vergleich beider Fassungen usw. werde ich demnächst in einem besonderen Aufsatz handeln.

„Sei fleißig, aber nicht so naseweis wie Dein Bruder“, so begrüßte der Konrektor der Fürstenschule St. Afra zu Meissen den jüngeren Lessing. Ziemlicher Fleiß, bedeutendes Wissen verbunden mit Klugheit, ein gewisses jahriges Wesen, aber große Lanter-keit des Charakters kennzeichnen Karl Lessing. Von allen Ge-schichtswirtern kam er seinem großen Bruder am nächsten, dessen erster Biograph und liebevoller Herausgeber seiner Schriften wie seines Nachlasses er wurde; ungerechterweise ist er heute fast völlig ver-gessen. Die Dichterin Karfchin schilderte ihn in einem Briefe an „Pater Gleim“ (1768): „Ich kenne den jungen Lessing nur von Ansehen. Er ist Zeitungsschreiber in der Böhmischen Buchhandlung, weiter nichts . . . Der junge Dichter ist klein und schlank von Person, weniger schön gebildet als sein Bruder, aber ebenso flüchtig und ebenso wenig einschmeichelnd bei denen, mit welchen er spricht, oder besser gesagt, ebenso wenig geneigt, Freundschaft zu suchen. Er gefiel mir indessen doch mit seiner flatternden Freude, die er über das Glück der „Minna“ bezeugte.“ Die Ab-neigung der Weimarer Dichter gegen das literarische Berlin, gegen die vernunftskalten Kritiker in Nicolais „Deutscher Bib-liothek“ führte zu dem harten Keniom Schillers: LXXI = Lessing!:

„Eder Schatten du zürst. — Ja, über den lieblosen Bruder, Der mein modern Gebein läßel in Frieden nicht ruhn.“

Gerecht ist E. Wolff, der Biograph Karl L.: „So darf die Geschichte ihm nicht die Anerkennung verlagern, daß er in seinem Leben wie in seinem literarischen Schaffen treu zum Bruder ge-halten hat, wie der Jünger zum Meister. Es ist Pflicht der Ge-rechtigkeit, in dem Kreise derer, die mit Gotthold Ephraim Lessing gelebt und gestrebt haben, Karl Gott-helf Lessing ehrenvoll zu nennen.“

Anmerkungen:

- 1) H. W. Ziffhans Briefe . . . hg. von L. Geiger. 1905 S. 27 und 203.
- 2) Gallerie von Deutschen Schauspielern . . . hg. v. R. M. Werner. 1910.
- 3) L. Schiedermaier, die Oper an den Bod. Seen . . . 1913.
- 4) K. G. Ficht, Geschichte von Karlsruhe. 1887. Hr. v. Weich, Karlsruhe I. 1895.
- 5) R. Goldschmidt: Karlsruhe 1915.
- 6) Weitere Literatur f. Pyramide 1925, Nr 5 „Das Karlsruher Schau-spiel . . .“
- 7) J. E. Spjel: Das Theater in Nürnberg 1868: S. 55—56.

E. Feiler / Vom St. Barbarabad zu Langensteinbach.

Wenn das Wildbad an der Enz im württembergischen Schwarzwald durch Fürstengunst zu einem gut besuchten und heute weltbekanntem Heilbad geworden ist, so hat dem einstigen St. Barbara-Gesundbrunnen bei Langensteinbach, der nicht weit davon auf der waldbreichen Uebergangsstelle vom Schwarz-wald zur Rheinebene gelegen ist, die vorseitliche Fürsorge der badischen Markgrafen und Großherzöge nur eine kurze Blütezeit von kaum mehr als hundert Jahren zu bereiten vermocht. So früh bekannt geworden wie die warme Quelle im Enztal, von deren badgemäßer Fassung und Sicherung im Jahre 1367 und kurz darauf uns Uhlands „Ueberfall im Wildbad“ die Erinnerung für immer wachhält, ist freilich der kalte Heilbrunnen am Fuße des „Barwercbuckels“ zwischen Langensteinbach und Spielberg nicht. Allein dafür hat ihn die Legende von der hl. Barbara, der zu Ehren das atterwürdige Kirchlein unter dem Blätterdome des schönsten Hochwaldes unmittelbar über der Quelle erbaut wurde, mit der ganzen Romantik frühchristlicher Heiligenernung um-geben. Wiederum hat gerade die Geschichte von dem wund-geheissenen Eber, dem das warme Waldbad seine Entdeckung ver-danken soll, zweifelslos auch den Bericht beeinflusst von den ersten wunderbaren Heilungen des Steinbacher Wassers.

So lautet nämlich einer der vielen „wahrhaftigen“ Heilberichte des „Hochfürstl. Marggräf. Baaden-Durlachischen Hof-Raths und Leib-Medicus Johann Nicolaus Tector“ vom Jahre 1732 wörtlich: „Martin Dieb, ein Bauer von Spielberg, hatte lange Zeit einen wüsten Ausschlag, daß ihn Männiglich schenete, indeme ihn theils für aussäsig, die Mehresten aber für einen mit denen Frankosen verunreinigten Mann hielten. Weil er aber viel vergebens gebraucht, wurde demselben endlich gerathen, sich in dieser Quelle zu baden. Als nun damals solche noch ziemlich unbekannt und die Gegend mit Gesträuch verwachsen war, er aber sich bis an den Kopf in die Quelle gesetzt, so hatte er fast das Unglück, von dem damaligen Jäger von Langensteinbach, welcher ihn für ein wildes Schwein, so in der Fänge sich wicket, gehalten, erschossen zu wer-den. Dieser ist in kurzer Zeit zu Männiglich Erstannen aus dem Grunde geheilet worden.“

Tector, der als Langensteinbacher Badearzt natürlich großes Interesse am Bekannwerden der Heilwirkungen hatte, führt auch einen zweiten ähnlichen Fall an:

„Eine gewisse Frau von Etlingen, welche mit eben solchem Zustand sich lange Zeit geschleppt, hat dem Exempel des Dieben gefolget mit gleichfalls erwünschter Wirkung. Worauf der Ruhm der Quelle mehr und mehr bekannt worden.“

Die älteste mir bislang bekannt gewordene Nachricht von der heilbringenden St. Barbaraquelle findet sich aus den Tagebüchern

des G. Wagner zum 22. Juli 1684, abgedruckt in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins Bd. 14, S. 122, und lautet in der Ueber-tragung aus dem Lateinischen: „Es geht die Rede von der ziemlich heilsamen Quelle, welche bei Langensteinbach in der Markgrafschaft Durlach unweit des alten noch stehenden Heiligtums der St. Bar-bara gefunden worden ist, und welche danach St. Barbaraquelle genannt wird. Bei welcher, wie es heißt, schon viele Leute von verschiedenen Uebeln geheilt worden sind, und welche von alters her heilsam gewesen sei. Joh. Mich. Kessel geht 29 dahin, um von da für seine schon mehrere Jahre kranke Frau Wasser zu holen, der bis dahin Heilmittel nichts genützt haben. Er kommt wieder 30 und mit ihm Mich. Huober aus Schwarza; eine gewaltige Menge Volkes melden sie bei der Quelle.“

Sachgemäße Anlagen und Badegebäude wurden indessen erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts, auf Veranlassung des Markgrafen Karl Wilhelm erstellt. Der Ruhm des wunderläitigen St. Bar-barabrunnens dringt schnell auch in die benachbarten Länder, und der obengenannte Leibmedicus Tector schreibt von 1726 bis 1732 vier für jene Zeit recht bemerkenswerte populär-wissenschaftliche Traktate über des Langensteinbacher Trint-Bad-Wassers viel-fältigen Nutzen, mineralischen Gehalt und die merkwürdigen Kuren. Festen, die in Karlsruhe gedruckt wurden und in der spärlichen Väterliteratur ihrer Zeit jedenfalls vielfach beachtete Erscheinungen waren.

Siehe wir zum Vergleich Wildbad wieder heran, so hat dort erst rund hundert Jahre später als Tector Justinus Ker-ner, von 1811—12 Arzt in Waldbad, die erste Schrift über Wildbad verfaßt unter dem Namen „Das Wildbad im Königreich Würt-temberg“. Tübingen 1811.

Nach Tectors „Kurzen, wahrhaftigen Anmerkungen und Nach-richten“ war Langensteinbach wirksam bei venerischen Krankheiten, solchen der Verdauungsorgane, bei Frauenleiden, Gicht, Rheu-matismus, Hautkrankheiten, Krebs usw. Die Krankheitsberichte sind s. T. ganz ergötzlich zu lesen. Tector war jedenfalls ein humorvoller Arzt. Dabei war er gottesgläubig. Die Heilwirkung des Wassers vermerkte er „nächst göttlichem Segen“.

„Eine ledige Weibs-Person aus dem Elsaß hatte den linken Arm von der Achsel bis zu den Fingern hinaus gar sehr geschwol-len; hat deswegen viel gebraucht und ist auch lange Zeit zu Strassburg im Spital gewesen. Man rathete ihr dieses Brunn-en-Bad, welches sie bey 4 bis 5 Wochen lang gebraucht. Die Ge-schwulst des Arms gieng völlig weg, hingegen lief ihr der Leib auf, und wurde von Tag zu Tag dicker: sie sagte, die Geschwulst hätte sich alle in den Bauch gezogen! Doch wer sie dabey ziemlich

wohl. Nach kurzer Zeit kam sie mit einem Buben nieder, und damit hatte der Brunnen wieder sein Lob und diese Cur ein Ende."

Daß Langensteinbach auch sofort in idealen Wettbewerb mit Wildbad trat, erweist folgende „Observatio 14“ bei Textor.

Podagra.

„Ein bekandter Podagricus von Durlach hatte etliche Jahr nacheinander das Wildbad gebraucht, ist endlich in Paroxysmo in unser Bad gebracht worden und nach etlich-wenigen Bädern im Dorffe hin und wieder auch zu dem Brunnen ohne Incommodität gegangen: hat deswegen das Bad etlichmal nacheinander gebraucht und wird vom Podagra nicht mehr so sehr incommodirt als vorher.“

Die Blütezeit des fürstlichen Bades setzte unter der Regierung des klugen, weitsichtenden und menschenfreundlichen Markgrafen Karl Friedrich ein. Wie die Herzöge und späteren Könige von Württemberg mit Vorliebe ihr Wildbad zum Kurgebrauch aufsuchten, so weckte Karl Friedrich gern in dem stillen, idyllischen Wiesengrund am tiefen Hochwald, wo er sich inmitten seiner Angehörigen in der ozonreichen Luft bei einfach biederem Landeuten von den Regierungsgeschäften erholte und wie ein rechter Landesvater, einfach und schlicht, für jedermann zugänglich war.

So wird berichtet, er habe einmal bei dem Feldgottesdienst am Sonntag morgen einige Landeute ohne Gesangbücher bemerkt. Da habe er ihnen sein eigenes reiches und sagen lassen, er kenne das Lied schon auswendig. In der Tat sang er das acht achtzeilige Strophen umfassende fromme Lied „Gott, mein Trost und mein Vertrauen, ewig meine Zuversicht“ in der Bearbeitung des damaligen badischen Kirchenrats Direktors Brauer von Anfang bis zu Ende auswendig und mit lauter Stimme. (Vgl. Gesch. der christl. Kirche für den evang. Relig.-Unterricht in Baden S. 88.)

Jedenfalls ist zu Karl Friedrichs Zeiten die Barbarakapelle bereits völlig zerfallen gewesen, sonst hätte der hohe Herr wohl dort die Gottesdienste halten lassen.

Glücklicherweise findet sich in dem „Magazin für Frauenzimmer“ vom Jahre 1784 in der Beschreibung einer „Reise ins Württembergische“ ein für das Langensteinbacher BADELEBEN in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ungemein wichtiger Abschnitt, der uns anschaulicher als die lateinischen Hexameter und Pentameter und gelehrten Prosauntersuchungen der Noctium vacivarum Lucerna zu Macrolithorrocae sen Langensteinbaci ein lebenswahres Bild jenes BADELEBENS unter markgräflichen Anspizien entwirft. Das spurlos vom Erdboden verschwundene Bad wird ziemlich eingehend beschrieben:

In dem schönen Wiesengrund an der Waldeck ist der Brunnen unter einer mehrere hundert Schritte langen Allee mit Rajenbänken und Lauben, Daneben ist der Tanzplatz, worauf Sonntags früh Gottesdienst gehalten und nachmittags getanzt wird. Die Spaziergänge im Walde selbst sind meistens „Natur“. Die ganze markgräfliche Familie wohnt im Badgebäude. Still und in idealster Familienreinheit verlebt Karl Friedrich hier „einige Wochen — ohne alles Gepränge — gleich einem Patriarchen des goldenen Zeitalters“. Hier hebt er im Juli 1783 die Leibesgenossenschaft auf, und die Brleschreiberin ruft voll Begeisterung für diese menschenfreundliche Tat aus: „Welcher badische Untertan würde nicht mit Freuden sein Scherlein dazu geben, um diesen Platz durch ein Denkmal auszuzeichnen!“

Aber nicht das Bad Langensteinbach erstelt dies Denkmal — es wird jedenfalls nichts darüber berichtet — sondern Entingen errichtet eine Denksäule mit der Aufschrift: „Wanderer dieser Straße, sag deinem Land und der Welt unser Glück. Hier ist der edelste Mann Fürst!“

Der hochherzige Züricher Prediger und Dichter Joh. Kasp. Lavater hat auf dem Tanzplatz acht Tage vor der Bekanntgabe des Erlasses über das Verhältnis der Fürsten und Untertanen im Lichte des Evangeliums gepredigt und soll durch seine Predigt „den Entschluß des lebenswürdigen Fürsten vollends ganz unerklärlich gemacht haben.“

Daß die Quelle am Fuße des steilen Tannenrains und des alten heiligen Kapellenbezirkes zur Zeit der Entdeckung des Wildbader Warmbrunnens noch nicht als Badquelle galt, das möchte ich aus der für St. Barbara wichtigen Urkunde vom 30. September 1432 erschließen, worin von dem Herbeiströmen einer großen Volksmenge an drei Festtagen im Jahre und der feierlichen Prozession des Bildes der hl. Barbara durch den Kirchhof der Kapelle berichtet wird. Hätte man damals die Heilwirkungen gekannt, so

wäre zweifellos der Kranken und Brustkranken unter den Wallfahrern in dieser Speyerer Urkunde gedacht worden. Die darin erwähnten Einkünfte der Kapelle wären zweifellos durch den Wunderbrunnen erhöht worden.

Nach im 15. Jahrhdt. wurde der Gesundbrunnen nicht als solcher verwertet, sonst hätte wohl der geschäftstüchtige Heinz Rouch von Langensteinbach im Jahre 1452 nicht im oberen Dorfe sich und seinen Erben von Abt Heinrich und dem Convent des Klosters Herrenalb eine Hofstätte zur Errichtung einer Badstube „gesehen“. Und zwar für 6 Schilling und 2 Hühner jährlichen und ewigen Zinses auf Martini. (Vgl. Dambacher, Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins Bd. 12.) Der Badstubenplatz wird in einer Langensteinbacher Ortsbeschreibung von 1759 noch erwähnt.

Hätte Heinz Rouch die Kraft der Barbaraquele gekannt, so hätte er sicherlich seine Badstube einige hundert Meter südlich an dieser Quelle erbaut und mit all den Wallfahrern ein gutes Geschäft gemacht. „Badstube“ war eine geheilte Stube, in der man im Zuber ein Schwibbad nahm.

Es bedurfte offenbar erst all der Not und schrecklichen Geschlechtskrankheiten der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und darnach der Raubkriege Ludwigs XIV., um die Landeute der nächsten Umgebung von Langensteinbach, welche von der Franzosenkrankheit angesteckt waren, auf den Barbarabrunnen aufmerksam zu machen und seine Heilkraft zu erproben.

Mit dem Hinscheiden des Großherzogs Karl Friedrich verblüß der Glanz des Bades schnell. Und wenn wir nach Umfang und Bedeutung der Badeanlagen, wie man sie heute noch auf zwei zeitgenössischen Bildern im Nebenzimmer des altberühmten Gasthauses zum Grünen Baum in Langensteinbach sehen kann, uns zu seiner Zeit ein angeregtes und fesselndes BADELEBEN vorstellen dürfen etwa in der Art eines ergößlichen Stüches über den BADEBETRIEB in Tunbridge Wells in England, so wird nach dem Ausschleiben des fürstlichen Hofes auch die vornehme Gesellschaft das herrschaftliche Bad. Nur wirklich franke Bürger- und Bauersleute suchten nun Genesung, wo vorher Kavaliere in langen vergilbteinichtblauen Röcken, langen weißen Westen, Kniehosen und Schnallenhosen umherivolsterten und den schwarzen Dreifuß über der weißen Perücke vor den seinen Damen küßelten, welche in glodenförmigen Reifstöcken gewaltigen Umfangs, eng geschnürt, gar lieblich und empfindsam unter den düstigen Spizenhäubchen hervorklafften. Es müssen farbenbunte, heitere Bilder in dem lieblichen Rahmen der Wiesen- und Waldlandschaft am Steinbach gewesen sein.

Nur Sonntags kamen jetzt die feinen Herrschaften aus der Residenz, aus Durlach, aus Pforzheim zum Essen und Trinken, und vor allen Dingen zum Tanzen und Tändeln. Das Bad verlor dabei seinen eigentlichen Charakter, es wurde zur leichtsinnigen Vergnügungsstätte und blühte seinen guten Ruf ein. Der letzte Pächter, ein Kaufmann Meier aus Pforzheim, geriet in Schulden. Den sittenstrengen und allehrbaren Langensteinbachern war das leichte Leben der Badbesucher und der regelmäßige wüste Streit auf der Tanzwiese am Sonntag abend schon lang ein Dorn im Auge. Darum rührten sie seinen Finger zur Rettung ihres Fürstenbades, als die Gläubiger des Herrn Meier zum Eintreiben ihrer Forderungen gegen das Ende der dreißiger Jahre vorigen Jahrhunderts kurzer Hand die Bauten auf Abbruch veräußerten. Das 1719 auf Staatskosten erstellte Badgebäude, welches mit allen Anlagen und den fürstlichen Gemächern zulezt 40 Zimmer, 20 Manjarden, 2 Speiseäle umfaßt hat, nebst einer gedeckten Wandelhalle und zahlreichen BADEZELLEN, wurde niedergedrückt und die gewonnenen Materialien zu Bauten in der Nähe verwandt. Ein Teil jedoch kam nach Ettlingen und wurde bei der Walfahden als Rest des berühmten Bades zu Wohnzwecken wieder aufgebaut. Sie transit gloria mundi!

Die schönen Alleebäume, Kastanien und Buchen, fielen der Art zum Opfer, die Wege wurden ungepflügt und mit Gras eingefät, und so groß war der Grimm über das sittenlose Treiben, sogar die Heilquelle ward verschüttet. Man hätte sie doch in das in heißen Sommern regelmäßig an Wassermangel leidende Dorf leiten können! Auf dem Badgrundstück, auf dem zu allerlezt noch eine Tuchsleiche betrieben worden war, legte man die „Badwiesen“ an. Erst in den siebziger Jahren hat man wieder infolge des chronischen Wassermangels nach der Heilquelle, die übrigens immer schwach gewesen sein muß, gegraben, eine Ader gefast und mit ins Dorf geleitet. Wird das St. Barbara-Bad des Stadt- und Badgründers Karl Wilhelm einmal aus dem Wiesengrund wieder ertehen?

Margarete Wittmers / Februar.

Dein Name, Februar, tönt schon so weich
Wie von dem jungen Lenzwind hinausflütert;
Und, halb dem rauhen Winter noch verschwistert,
Bist du an frühen Kostbarkeiten reich.

Wohl ist des Waldes Stirn noch traunderdüstert,
Noch kämpft das Licht in Nebeln, silberbleich;
Doch schon quillt Leben knospend im Gesträuch,
An dem das letzte trockne Blatt noch lüftet.

Und aus des Birnbanns schwärzlichem Geäst
Perlt erstes, seltsames Amfessingen
Wie Tropfenrieseln aus zergerndem Schnee:

Ein schluchzend Fragen, zärtlich dunkles Weh,
Ein süßes Jauchzen, bebendes Verklingen . . .

— Und Frühlingssahnung träumt im wärmern West.